

(Nachdruck verboten.)

11) Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Otteneder überfah die anmaßliche Bosheit nicht, welche in diesem Sasse steckte.

Er mußte ihn ernst nehmen; nicht, weil er den Andreas Vöst, sondern, weil er den Jakob Baustätter scheute.

Den Herrn Pfarrer von Erlbach, welcher ihm zu verstehen gab, daß er die Welt mit Lärm erfüllen werde, wenn sein Wunsch kein Gehör fände.

Und Otteneder mußte jetzt, daß die Umfrage ein Fehler war.

Indem er diese Herren um Auskunft anging, gab er ihnen ein Recht, Ratschläge zu erteilen.

Indem er sie um einen Dienst für das allgemeine Wohl ersuchte, verschaffte er ihnen Gelegenheit, ihre persönlichen Interessen hinein zu mengen.

Er hatte sie im voraus zu Richtern über den Ausfall der Wahl bestellt.

Wenn er es überlegte, blieb ihm nur mehr ein Weg offen.

Er mußte mit dem Klerus gehen und sich den Anschein geben, als wenn er seine Wünsche teile.

Es geschah ihm das Gleiche, wie der Staatsregierung. Er wollte die Geistlichkeit für seine Zwecke benutzen und diente unversehens der ihrigen. Wer Freude am Herrschen hat, unterwirft sich aber nicht gerne, und deswegen war Franz Otteneder schlechter Laune.

Er stand wieder auf und stellte sich an das Fenster.

Die Bürger kamen gerade aus der Brauerei.

Brantl schüttete eine Prise Tabak auf die Hand und schnupfte. Der Melber Wimmer schaute in die Sonne und gähnte herzhaft.

„Das ist ein Volk,“ sagte Otteneder, „das frißt und fauft den ganzen Tag.“

6. Kapitel.

Zu Allerseelen konnte man sehen, wer in Erlbach Geld hatte.

Die Gräber der reicheren Leute waren schön geschmückt mit Kränzen aus Strohblumen, an denen Glasperlen hingen.

Große Laternen mit roten und blauen Gläsern warfen ein auffälliges Licht auf die steinernen Engel und die Kreuze und Anker.

Es konnte keiner daran vorbeigehen, ohne zu sagen: „Da liegt der Paulmann oder der alte Sahnrieder. Es ist eine Pracht, wie sie das Grab hergerichtet haben.“

Auch die Ruhestätte der Anastasia Vöst war in gutem Stande. Ihr Name prangte mit neuen goldenen Buchstaben unter dem des ehrengedachten Johann Vöst, welcher zu Lebzeiten ihr Ehemann gewesen war.

Daneben sahen die Gräber der kleinen Leute noch einmal so dürftig aus.

Die hölzernen Kreuze waren verwittert und die Inschriften so unleserlich, daß unser Herrgott Mühe haben mußte, wenn er die kleinen Häusler und Ehehalten nicht verwechseln wollte.

Da waren keine künstlichen Blumen und keine Kränze mit Glasperlen, sondern Tannentreisig und Stachelnborbeer. Hier und dort war eine windschiefe Stallaterne aufgestellt, in der ein Lichtlein brannte, so kümmerlich und unansehnlich, wie das Leben dessen war, der hier auf die Auferstehung wartete.

Das Seelenamt war zu Ende, und aus der Kirche kamen in feierlicher Prozession alle Gläubigen mit dem Pfarrer an der Spitze.

Sie gingen an den Gräbern entlang, und alle zwei Schritte hielten sie. Dann tauchte der Pfarrer den Wedel in das geweihte Wasser und sprengte es nach links und rechts.

Ueber die Ruhestätten der Reichen ging ein Regen nieder; man hörte ihn auf den Kränzen und Blumen rauschen; die Armen, welche weiter entfernt lagen, bekamen nur ein paar Tröpflein. Aber sie waren auch damit zufrieden, und die kleinen Lichter in den Stallaternen erschauerten ehrfürchtig vor dem Segen.

Der Kooperator schritt hinter dem Pfarrer einher und respondierte seinem Gesange.

„Requiescat in pace!“

Er spitzte bei den lateinischen Worten den Mund und machte ihn rund und zierlich. Er sah zum Himmel auf; demütig und doch mit stolzem Vertrauen.

Als wollte er dem, der über den Wolken thront, sagen, er könne vollauf zufrieden sein mit diesem seinem Geschöpfe Moysius Sigberger.

„Requiescat in pace!“

Der Kooperator ließ seine Augen wieder auf irdischen Dingen haften, und plötzlich richteten sie sich stechend auf einen Punkt.

Er beugte sich vor und flüsterte dem Pfarrer einige Worte zu.

Der hochwürdige Herr wendete das Haupt und blickte ebenfalls scharf über die Kirchhofmauer hinüber.

Und siehe da, er bemerkte ein Geschehnis, welches ihn so erregte, daß sich seine Stirne rötete. Er hielt inne mit seinem Gesange, und alle, die um ihn standen, drängten sich näher heran und schauten.

In dem grünen Rasen, unter welchem das Heidenkind verscharrt war, steckte ein roh gezimmertes Kreuz, und daran hing ein kleiner Kranz.

Der Pfarrer glaubte nicht, daß dies etwa durch ein Wunder geschehen war, und er hatte recht hierin.

Denn das Kreuz war vom Knechte des Schuller in aller Eile versertigt worden, und die Bäuerin hatte es den Abend vor Allerseelen auf das Grab des kleinen Heiden gesteckt.

Niemand wußte darum; die Schullerin hatte das Kreuz unter ihre Schürze versteckt und war auf Umwegen in den Friedhof gegangen.

An dem Tage, wo man aller Verstorbenen gedachte, erinnerte sie sich des kleinen Kindes, das sie unter dem Herzen getragen und doch kaum mit Augen gesehen hatte. Es war Fleisch von ihrem Fleische, wenn es auch abseits lag von den katholischen Christen, und sie meinte, irgend etwas müsse an sein Dasein erinnern.

Sie wählte das Zeichen des Kreuzes und dachte in ihrer Einfalt nicht, daß sie damit den lieben Gott beleidigte. Es erging ihr wie dem Könige Ozias, von dem geschrieben steht, daß er Weibrauch vor dem Herrn anzünden wollte.

Und die Priester zürnten ihm darum und sagten: „Es ist nicht deines Amtes, Ozias, sondern der Priester, welche geweiht sind zu diesem Dienste, Hebe dich hinweg, denn dies wird dir nicht zur Ehre gerechnet vor Gott dem Herrn!“

Auch Pfarrer Baustätter ergrimmte, als er sah, wie man hier in sein heiliges Amt eingegriffen hatte.

Er eilte mit raschen Schritten hinweg, und Sigberger folgte ihm. Wie sie voll Eifers und Rachedurstes dahingingen, daß ihre Chorröde flogen und im Winde flatterten, sahen sie aus wie die zürnenden Priester, welche vorzeiten den König Ozias zum Tempel hinausgeworfen hatten. Sie liefen um die Mauer herum und traten auf das Grab des Heidenkindes.

Baustätter faßte das Kreuz und riß es heraus, dann zerbrach er es über dem Knie und warf die Stücke weg.

Die Menge stand Kopf an Kopf und schaute zu.

Den Weibern ging es an die Herzen. Sie bekreuzten sich und blickten scheu zu der Schullerin hinüber, die sich keinen Rat wußte und jämmerlich weinte. Von den Männern fühlten wohl einige, daß dieser Priester widerlich war, der sich so aufgeregt gebärdete, und dem dabei der weibliche Rock an die Waden schlug.

Als Baustätter wieder im Friedhofe stand, entblökte er sein Haupt und sprach:

„Andächtige Christenversammlung! Ich war es denen, die in Christo dem Herrn verstarben und welche hier unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes ruhen, schuldig, daß ich die frevelhafte Nachbildung dieses Zeichens aus dem geweihten Boden entfernte.“

„Es ist schmerzlich, eine solche Pflicht zu erfüllen, aber es ist notwendig. Amen.“

Der Schuller stand nicht unter den Leuten, als das geistliche Gericht erging, und seine Bäuerin wollte ihm nichts sagen. Aber den Frauenzimmern kann man ein Geheimnis

leicht absehauen. Sie zeigen nichts auffälliger, als das, was sie verbergen wollen. Wie die Schullerin die Stubentüre öffnete und den Bauern auf der Dienbank sitzen sah, fuhr sie zurück und hob im Hausgange ein verdächtiges Wispern mit ihrer Tochter an. Alle zwei flüchteten in die Küche. Der Schüller ging ihnen nach.

„Was geit's denn?“ fragte er.

„Nix. Was soll's denn geb'n?“

„Für was biicht denn so zrud'sprung a bo da Tür?“

„S?“

„Ja! Hat's wieder was geben in da Kircha?“

Die Schullerin wurde Kleinmütig und erzählte alles. Aber ihre Angst war überslüssig.

Der Bauer hörte sie ruhig an, und er sagte bloß: „Dir is a'rad recht a'scheba'n.“

„I bin do gar nit vermoant a'wen!“

„Weil du nia nix denkst.“

„A ganz a kloans Kreuzel, bös so do neamd im Weg umgeh! I ho do gar nix a'moant.“

„Geh zual!“

„Da tat'st du sag'n, es a'schiecht mir g'rad recht. Es is do nix schlecht's, bal mi woach, daß net grad a Hund dort liegt!“

„Geh zua, sag i! Laaf du an Pfaffen it nach! Nacha so er dir nix toa.“

Der Schüller drehte sich um und ging.

Er war nicht so ruhig, wie er sich gab, aber die Bäuerin brauchte das nicht zu wissen.

Wenn er dabei gewesen wäre, wie sie herumtrampelten auf dem Grabe, vielleicht hätte er den Menschen gepackt, und hätt' er ihn gehabt, es wär' ihm nicht gut gegangen. Und dann wär' er selber unglücklich geworden, vielleicht für sein ganzes Leben. Das war der wert!

„Geh' zual!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Flüchtling.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Er wußte selber nicht, wie er plötzlich auf den schier ungeheuren Höhen Gedanken gekommen war, der ihm das kleine Herz in heißen Stößen klopfen ließ, daß er kaum Ruhe hatte davor und die Hand auf die Brust pressen mußte, weil er meinte, daß es dann stiller werden müsse da drinnen.

Im Schlaßsaale rührte sich kein Laut. Die beiden Gasflammen, die unter der Mitte der weißgetünchten Decke brannten, flackerten in dem Zuge der weichen, warmen Luft, die durch die offenen Fenster hereindrang, und zuweilen bogen sich die Flammen schon zur Seite, wenn der Wind etwas heftiger durch die offenen Fenster hereinstieß und die weißen Vorhänge wie Segel aufblähte.

Leise richtete sich Paul im Bette auf und schaute sich um. Er horchte auf das leise Atemholen der Schlafenden, die in ihre weißen Decken gewickelt wie Lote rings um ihn in ihren Betten lagen. Er wagte kaum zu atmen in der schlafenden Stille, die ihn umgab. Neben ihm lag der Konrad Hausberg und schlief so fest und ruhig, als habe er nicht noch vor ein paar Stunden eine Oberseige vom Hausvater erhalten, weil er nach dem Abendgebet noch ein paar leise Börtchen geklüstert hatte. Und der Dstar kreuziger dort schlief ebenso fest und hatte die Hände auf der Bettdecke geballt, als sei er im Schlafe noch wütend.

Sonderbar, wie stille es im Saale war. Nirgends auf der Welt konnte es stiller sein. Das leise Atmen der Kameraden machte die Stille noch tiefer. Es war, als wenn alles im Saale eingeschlafen wäre; die Kleider, die so schlaff und zusammengesunken an den Bettposten hingen, als hätten niemals lebende Glieder in ihnen gesteckt, und die Handtücher darüber an der Wand. Nur die weißen Fenstervorhänge schienen ein geheimes Leben bekommen zu haben, wenn sie wie Gespenster sich plötzlich in den Saal hineindrängten und dann wieder in sich zusammensanken, als hätten sie sich umgesehen, hätten in alle Betten geschaut und könnten nun wieder ruhig auf ihren Platz zurückkehren.

War es nicht, als wenn seine Kameraden in weiße Laten gewickelt tot in ihren Betten lägen, und war er nicht der einzige, der noch lebte und sich umschaute? Hatte nicht auch seine Mutter vor wenigen Wochen so still und in ein weißes Laten gewickelt in ihrem Sarge gelegen?

Eine Angst kam über ihn, eine entsetzliche Angst, die ihn mit weit aufgerissenen Augen in den Saal starren ließ und plötzlich einen lauten Schrei aus seiner Brust preßte, einen lauten, jammernnden Schrei, der jäh durch den stillen Saal und durch die offene Tür über den Korridor schallte.

Im selben Augenblick warf er sich wieder in die Kissen, zog die Decke hoch herauf und schloß, von Furcht geschüttelt, die Augen.

Einige Sekunden war alles wieder ganz still.

Aber kamen da nicht Schritte über den Flur, langsame, schlurfende Schritte?

Vorsichtig spähte er nach der Tür.

Nichtig, es war der Hausvater. Er hatte es sich gedacht. Der kam nur, um nachzusehen, wer eben geschrien habe.

Er drückte sich tiefer in die Kissen, schloß die Augen und begann trotz seines Herzlopfens langsam und ruhig zu atmen, als schlafe er fest.

Leise ging der Alte an den Betten hin. Wenn der nun entdeckte, daß er geschrien hatte!

Langsam kam er den Gang zwischen den Betten herauf und blieb an seinem Bette stehen und sah ihm ins Gesicht. Er fühlte den Blick! Wenn er mit den Lidern zuckte oder sich sonst wie verriet —!

Das Herz klopfte ihm zum Springen. Er merkte, wie ihm der Angstschweiß ausbrach. Eine empfindliche Strafe war ihm sicher. Im Schlaßsaal war jedes Gespräch streng verboten, und ein lauter Ruf, wie er ihn vorhin ausgestoßen hatte, wäre erst recht hart bestraft worden. Wenn der Hausvater ihn fragen würde, ob er vorhin geschrien habe, so würde er leugnen. Ganz gewiß! Aber so dumm war der nicht zu fragen. Er würde ihm eine Maulschelle geben, ohne ihn zu fragen. Der ließ sich so leicht nicht täuschen. Der war gerissen, der Alte mit dem grauen Barte und den scharfen Augen, die sich bis ins Herz bohrten, wenn er einen ansah.

Der Blick war kaum zu ertragen. Es zuckte ihm in den Augenwinkeln. Ein Brennen stieg darin auf. Im nächsten Augenblicke würde er zwinkern müssen.

Langsam ging der Alte vorbei, tappte durch die nächste Reihe, sah sich dann an der Tür noch einmal um und verließ dann wieder den Schlaßsaal.

Er lag noch einige Augenblicke und horchte auf die Tritte, die sich langsam entfernten.

Sollte es nicht doch möglich sein, aus dem Hause hinauszukommen, wie es ihm vorhin geträumt hatte? Der Saal lag ja allerdings im ersten Stock, und es würde ein tüchtiger Sprung sein bis auf die Erde hinunter. Aber es war doch im Traum möglich gewesen? Er hatte sich an der Röhre festgehalten, in dem das Regenwasser aus der Dachrinne hinunterfloß. Gefährlich war es gewesen, ja. Man konnte leicht von dem glatten Rohre aus Zinblech abrutschen, und wenn man fiel — der Hof unten war mit Steinen gepflastert! Er würde nicht wieder aufstehen, wenn er hinunterstürzte. . . .

Die Neugierde plagte ihn, einen Blick aus dem offenen Fenster auf den Hof hinabzuwerfen. Leise schlüpfte er aus seinem Bette und schlich mit wenigen leisen Schritten im Hemd an das Fenster und schlug die Vorhänge zurück.

Eine helle Sommernacht lag da draußen, still und groß, und nur der Schatten des Hauses, der gerade in den Hof hinein fiel, hinderte es, daß man unten im Hofe die Pflastersteine zählen konnte, so hell schien der Mond.

Und jetzt sah er auch die Dachrinne am Hause. Sie führte dicht am nächsten Fenster hinunter. Er konnte sie beinahe mit den Händen ergreifen.

Wenn er es wagte — in dieser Nacht noch wagte —!

Schon und vorsichtig sah er sich um. Die Pforte unten, die auf die Straße führte, war auerding's wie immer verschlossen. Aber wenn ihn keiner störte, würde er bald genug hinüber sein, trotz der spitzen Nägel, die allenthalben oben darauf in die Höhe starrten.klettern konnte er wie eine Raqe. Keine Mauer war ihm zu hoch gewesen, früher, als er noch bei seiner Mutter war und an den langen Nachmittagen sich selbst überlassen blieb und er dann das ganze Stadtviertel durchstreifte.

Aber wohin wollte er denn? Und wenn man ihn wieder einfing und zurückbrachte hierher, so würde er eine entsetzliche Strafe bekommen. Der Hausvater sadelte nicht, und die Lehrer würden auch keine Gnade mit ihm haben.

Aber konnte man nicht in dem großen Forste, der an die Stadt stieß, ein Unterkommen finden? Da gab es Berstecke genug!

Während er das dachte, fiel ihm die Erdhöhle wieder ein, die er im vorigen Jahre dort entdeckt hatte. Sie lag am Abhange zu dem tiefen, breiten Graben, der den ganzen Wald durchzog, und er hatte einmal einen ganzen Tag darin gehaust und auch darin geschlafen, als seine Mutter gestorben war und man die Leiche am anderen Tage aus dem Hause getragen hatte und er davon gekauften und tagelang nicht nach Hause gekommen war, bis man ihn in der Stadt angefaßten und hierher gebracht hatte. Zu essen würde er genug finden. Es gab Rüben auf dem Felde und Möhren, und vielleicht ließ sich in den Abendstunden dies oder das in den Straßen finden. Die Stadt war ja groß und wenn er aufspähte, würde man ihn so leicht nicht fassen, und auspassen würde er schon.

Leise tappte er zu seinem Bette zurück und überlegte alles noch einmal genau. Es fror ihn von dem Stehen am offenen Fenster, trotz der warmen Luft. Oder war es die Angst, die ihm die Zähne im Munde klappern ließ?

In der schlimmsten Not würde er spät abends zu der alten Frau Klepp schleichen, die neben seiner Mutter wohnte und die ihm gewiß beistehen und ihn nicht verraten würde. Hatte sie ihm nicht oft einen Bissen zugesteckt, wenn er hungrig und frierend im letzten Winter auf der Straße herumgelungert und auf seine Mutter gewartet hatte, die oft lange ausblieb, wenn die Wascherei bei den seinen Leuten gar so lange gedauert hatte? Ja, einiae Male hatte

fe ihn mit in Ihre Stube genommen, wo es warm und mollig gewesen war und er sich am Ofen hatte wärmen dürfen.

Wenn er nur an der Dachgasse glücklich hinunter gelangte! Aber das war der Knoten. Dabei ging es auf Leben und Tod.

Aber er wollte es wagen. Hier bleiben wollte er nicht. Wenn man die Kameraden fragen würde, würde keiner hierbleiben wollen. Das war gewiß. Aber es fragte sie keiner. Man sperrte sie hier ein, ohne daß man sie fragte und tat, als wenn sie alle Verbrecher und Totschläger seien, und war immer darauf aus, zu bessern und zu strafen.

Er wollte sich gar nicht bessern. Nur gerade nicht, nun man es ihm täglich in die Ohren sägte, daß er ein nichtsnutziger, verwahrloster Schlingel sei und das Brot nicht wert sei, das er bekäme. Wenn man sich nur mühte, gab es Prügel, wie Hagel so dicht.

Was hatte er denn eigentlich verbrochen, daß man ihn hier eingesperrt hatte und ihn den ganzen Tag mit finsternen Augen ansah und aufpaßte, ob man nicht eine Gelegenheit erwischen könne, ihn von neuem zu verprügeln? Der Hausvater war der ärgste. Er hieß fürchtbar und lächelte dabei, als wenn er sagen wollte: „Wartet! nur, ich will Euch schon feste kriegen, Durschen Ihr: Ich werde schon Menschen aus Euch machen,“ pflegte er zu sagen, wenn er den Rohrstod aus dem Schranke nahm und dem Uebelthäter winkte.

Einer hatte sich eines Tages zur Wehr gesetzt und den Hausvater vor die Brust gestossen, gerade als er zum Schlag ausgeholt hatte. Es war der Karl Kienaber gewesen, der dort hinten in dem Bett Nr. 27 schlief.

Ganz blaurot vor Wut war der Alte geworden, hatte dann den Karl gefaßt und hinansgeschleift, und dann hatte man ihn bei Wasser und Brot drei Tage eingesperrt gehalten, in dem Zimmer, wo er auch schon gefessen hatte, damals, als er die Stiefel bei dem heimlichen Herumklettern auf dem Brennholz im Schuppen zerrissen hatte. Der Speicher war der einzige Ort in der ganzen Anstalt, wo man zuweilen für ein paar Stunden ohne Aufsicht spielen konnte. Der eine Tag, den er im Loch gefessen hatte, war schon entsetzlich genug gewesen. Aber der da drüben mit dem fuchsröten Haare hatte drei Tage darin gefessen und war so bleich gewesen wie der Tod, als er wieder herausgekommen war. Der würde sich nicht wieder zur Wehr setzen. Das war ja auch dumm, einfach dumm. Der Hausvater war doch viel stärker und es war schon gescheit, man steckte die Prügel ein, die einem zubilligt wurden, ohne zu mühen. Man kam schneller davon.

Der Lehrer schlug ja auch. Aber es ging doch gelinder zu. Nur ein ganz junger Lehrer, bei dem man Zeichen hatte und Weltgeschichte und Erdbeschreibung, schlug gar nicht. Und wenn einer etwas tat, was nicht gut war, dann sah er nur so traurig aus und schüttelte den Kopf. Den hatten alle viel lieber als die anderen Lehrer, und wenn er nun fortlaufen wollte, so tat er es nicht wegen des Herrn Berg, das war gewiß.

Aber er wollte es in dieser Nacht lieber noch nicht wagen. Er hatte doch zu viel Angst. Morgen wollte er bei Tage noch einmal vorsichtig alles vom Hofe aus genau ansehen. Es war gut, wenn er sich alles genau einprägte.

Sagen wollte er keinem etwas von seinem Plan. Das war am besten. Wenn ihn Karl Kienaber auch nicht verraten würde! Dem würde er es noch am liebsten erzählen. Aber besser war besser.

Morgen nacht würde er wieder frei sein wie früher. Warum hatte man ihn hier eingesperrt? Nur weil er damals fortgelaufen war, als seine Mutter starb und er nicht wieder hatte ins Haus wollen vor Grauen und Schmerz? Einen herumtreibenden Wagaubunden hatte man ihn gescholten, einen Faulenzer und Tageshieb, der die Schule schwänzte und nachts die Gärten und Acker bestiehlt!

Er hatte doch leben müssen in der Zeit! Und war das denn Diebstahl, wenn man Hunger hatte und die schönen vielen Laufend Möhren auf dem Acker wuchsen und man einige davon nahm und aß?

Wenn ihn seine Mutter hier jetzt sehen könnte, würde sie ihn sofort aus der Anstalt herausnehmen, ihn bei der Hand fassen und sagen: „Komm, Paul, wir wollen nach Hause gehen!“

Ja, das würde sie gewiß sagen. Und er würde stolz mit ihr gehen und höhnisch dem Hausvater ins Gesicht sehen, wenn er ihnen die große, schwere Haustüre aufschließen und sie hinauslassen müßte. Denn die Türe war immer verschlossen, weil man Sorge hatte, daß die Jungen davonliefen, wenn sie offen stand. Aber seine Mutter war ja nun tot und konnte ihm nicht mehr helfen, und darum mußte er sich nun selber helfen.

Am folgenden Tage stand er eine ganze Weile unten im gepflasterten Hofe und schielte nachdenklich zu den Fenstern des Schlafsaales hinauf. Es war doch eine gefährliche Höhe. Aber in der halben Höhe war ein Sims und wenn er erst darauf stand, konnte er es wohl wagen, sich an der Dachtraufe ganz hinuntergleiten zu lassen.

Dann ging er zur Pforte und besah sie aufmerksam. Es war ein altes, hölzernes Tor, durch das die Wagen einfuhren, wenn Fenerung gebracht wurde. Sie wurde immer sorgfältig verschlossen und ein großer Sperrbalken lag dahinter, der die beiden breiten Torflügel fest hielt. Oben darauf saßen Nägel, um ein Ueberklettern zu verhindern.

Aber die fürchtete er nicht. Er würde mit den Händen dazwischen greifen und die Beine hinüber schwingen und dann auf

den Boden niederspringen. Vielleicht fand er auch irgendwo im Hofsauppen einen alten Sack, der sich zusammenwickeln und auf die Nägel legen ließ. Aber zur Not mußte es auch ohne den Sack gehen. . . .

Am Abend, als er wieder in seinem Bette lag, war er wieder unschläflich. Zunächst mußte es still werden im Hause und auf dem Hofe.

Er lag und siebte vor Aufregung.

Er hörte den Hausvater unten im Hofe mit dem Knechte reden. Was gesprochen wurde, konnte er nicht verstehen, aber die Stimmen ertauente er deutlich genug.

Dann schlug die Uhr am Turme der Herz-Jesufkirche langsam zehn Schläge. Eine Stunde würde er wohl noch warten müssen.

Auch schien der Karl Kienaber drüben im Bette noch nicht zu schlafen.

„Du, Karl“, flüsterte er, „schläfst Du?“
„Nein“, scholl es leise zurück, „es ist so warm, wenn nur kein Gewitter kommt diese Nacht!“

„Warum hast Du Angst?“

„Beim Gewitter — ja.“

„Ich nicht. Was ist dabei? Es blizt und donnert ein wenig und dann regnet's, das ist alles.“

„Ja freilich. Aber das Blitzen mag ich nicht sehen.“

Wenn ein Gewitter ausbrach, war es nichts mit seiner Flucht. Man konnte ihn sehen, wenn er über den Hof lief. Die Blitze leuchteten dann vielleicht zu hell. Aber daß es donnern würde, war gut. Man hörte dann nicht so genau auf jedes kleine Geräusch. Aber die Jungen würden aufwachen und dann ging es nicht.

(Schluß folgt.)

Bosnien - Herzegowina in wirtschaftlicher und handels- politischer Beziehung.

Die von der österreichischen Regierung offiziell vollzogene Annexion Bosniens und Herzegowinas hat alle anderen mit der „Balkankrise“ verbundenen Fragen in den Hintergrund des politischen Lebens gestellt. Die Diplomatie der „Großmächte“ kann aus der Verlegenheit keinen Ausweg finden, in die sie das Vorgehen der österreichischen Regierung verfeßt hat. Einerseits sind die europäischen Diplomaten zweifellos mitschuldig an der Tat Oesterreichs, da sie im Laufe von 30 Jahren teilnahmslos zugeesehen haben, wie Oesterreich mit langsamen, aber sicheren Schritten seine Vorherrschaft in den okkupierten Provinzen befestigte, wie sich die Annexion tatsächlich vorbereitete, so daß nur noch die offizielle Bestätigung der vollzogenen Tatsache fehlte. Andererseits aber scheinen die Diplomaten erst jetzt die Tragweite des Geschehenen begriffen zu haben. Allerdings ist die Annexion ein Ereignis von großer Bedeutung. Nicht nur der Verwicklungen wegen, die sie schafft, sondern auch wegen der kolossalen Vorteile für das österreichische Reich. Solange Bosnien und Herzegowina nicht endgültig und offiziell dem Reiche einverleibt waren, konnte Oesterreich-Ungarn weder die Naturschätze, noch die geographische Lage der Provinzen im vollen Umfange ausnützen. Beide Faktoren aber sind nicht zu unterschätzen.

Die annektierten Provinzen umfassen ein Territorium von über 50 000 Quadratkilometer. Die Einwohnerzahl wurde im Jahre 1900 auf 1 737 000 geschätzt. Jetzt muß sie erheblich größer sein, da in den letzten Jahren nach Bosnien viele Minen- und Eisenbahnarbeiter zugewandert sind. Allein an der Sandshafbahnlinie z. B. waren im Jahre 1904 über 30 000 Arbeiter beschäftigt, größtenteils Zugewanderte.

Von Gebirgsketten in allen Richtungen durchkreuzt und an fließenden Gewässern reich, besitzen Bosnien wie Herzegowina ein gesundes, mildes Klima und einen ungeheuer fruchtbaren Boden. Besonders Bosnien. Die Bergabhänge sind mit herrlichen Wäldern bedeckt, in denen die Eiche, Esche, Erle und Buche vorherrschen. Auf den Bergschlängen wie in den Tälern gedeihen Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen, Mais und Hirse; Weizen und Roggen findet man in den Nuchtälern. Von den verschiedenen Obstarten sind Kirschchen, Äpfel, Birnen, Nüsse, Kastanien und Pflaumen zu verzeichnen. Fast überall findet man Weintrauben, vielfach auch Reis, Tabak, Rüben, Raps und Heilkräuter; in den tieferen Tälern auch Südsfrüchte. Uebrigens wird bisher der Ackerbau verhältnismäßig wenig betrieben, da er hauptsächlich nur zur Deckung des eigenen Bedarfs diente. Ein großer Teil des Bodens bleibt auch jetzt noch ungebaut und dient hauptsächlich als Viehweide. Die Viehzucht ist in beiden Provinzen sehr entwickelt. In Bosnien züchtet man insbesondere das Hornvieh, in Herzegowina dagegen die Ziege und das Schaf, öfters auch Federweh.

Auch an Mineralen fehlt es den annektierten Provinzen nicht. Die in dieser Hinsicht von der österreichisch-ungarischen Regierung in den ersten Jahren nach der Okkupation veranfaltete Erforschung des Landes ergab das Vorhandensein großer Erz- und Kohlenlager und anderer Mineralien. Zur Ausbeutung wurde schon Anfang der 80er Jahre geschritten. Heutzutage werden

aufser Kohle und Eisen in Bosnien auch Kupfer, Mangan und Chrom gewonnen und ausgeführt. Auch sind zahlreiche Mineralquellen — besonders Salz- und Schwefelquellen — entdeckt worden, deren Benützung auf der Entwicklung des Straßen- und Eisenbahnbaues sich in aufsteigender Linie bewegt.

Solange die Provinzen unter türkischer Herrschaft standen, blieben alle diese Naturkräfte gänzlich unausgebeutet, wie ja auch die Fruchtbarkeit des Bodens selbst. Auch die österreichische Regierung hemmte fortwährend die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens Bosniens durch die schlechte Verwaltung. Bei der offiziellen Erklärung der Annexion, in der bekannten Rede an die Delegationen, verkündete Franz Josef weitgehende Reformen. Von der Erfüllung dieser Versprechungen wird natürlich auch die weitere Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens in Bosnien und Herzegowina abhängig sein. Allein die Art und Weise, wie die Annexion durchgeführt wurde, sowie die politischen Traditionen der österreichischen Regierung können keineswegs zu großen Hoffnungen berechtigen.

Ausdehnung des auswärtigen Handels ist die Grundlage der auswärtigen Politik aller kapitalistischen Staaten. Sicherung und Erweiterung des Handels mit der Türkei und den übrigen Balkanstaaten steht im Mittelpunkt der orientalischen Politik Oesterreichs seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Aufgabe wurde aber dadurch erschwert, daß Oesterreich vom Balkan durch die jetzt annektierten Provinzen getrennt war; auch am Seehandel konnte es sich infolge seiner geographischen Lage fast gar nicht beteiligen. Vermittels der türkischen und griechischen Hafenstädte behaupteten auf der ganzen Balkanhalbinsel England und Frankreich den ganzen Handel. Frankreich besonders seit dem Krimkrieg, nach dem in Marseille die große Schiffahrtsgesellschaft „Messageries-Maritimes“ gegründet war (1857), die sogleich einen regen Handelsverkehr mit der Levante entfaltete. Oesterreich blieb nichts weiter übrig, als seinen Handelsverkehr mit dem Orient auf dem Landwege zu erweitern. Dies suchte man erst durch Handelsverträge mit der Pforte und dann durch verschiedene Eisenbahnpläne zu verwirklichen. Die Hoffnungen blieben aber unerfüllt. Die Pforte wollte und konnte auch nicht den österreichischen Handel mehr begünstigen als den englischen oder französischen. Auch die Eisenbahnpläne scheiterten infolge der Antreue der Unternehmer, denen der Eisenbahnbau in der Türkei teilweise durch Oesterreichs KonzeSSIONiert wurde. Die ersten türkischen Eisenbahnlinien wurden nämlich nicht in der Richtung nach Ungarn hin, wie es die österreichische Regierung wünschte, angelegt, sondern von den Hafenstädten ins Innere des Landes, so daß sie ebenfalls nur den Handel Englands und Frankreichs begünstigten. „Dadurch — beklagt sich der deutschpatriotische Historiker Helmolt — wurden Oesterreich-Ungarn und in zweiter Linie Deutschland in ihren natürlichen Handelsinteressen nachhaltiger geschädigt, als dies durch die feindselige Handelspolitik türkischerseits jemals hätte geschehen können.“

Erst der letzte russisch-türkische Krieg bot der österreichischen Regierung die günstige Gelegenheit, durch die Okkupation von Bosnien und Herzegowina näher an den Balkan heranzurücken und zur Verwirklichung der so lange gehegten Pläne zu schreiten. In erster Linie der Eisenbahnpläne. Nicht ohne Widerstand seitens der englischen und russisch-französischen Diplomatie gelang es endlich, den Eisenbahnbau in der Türkei in die Hände einer deutsch-österreichischen Gesellschaft zu legen und durch Abmachungen mit dieser, sowie durch verschiedene Vorkommissionen die Verbindung der Hauptlinie der türkischen Eisenbahnen mit den ungarischen durchzuführen. Dadurch wie auch dank der seit dem Berliner Kongresse erleichterten Schifffahrt auf der Donau wurde Oesterreichs Handel im hohen Grade gefördert. Nun blieb für Oesterreich noch eins — eine direkte Verbindung mit den türkischen Hafenstädten — erstrebenswert.

Dieser Wunsch soll durch den Bau der Sandtschalbahn erfüllt werden. Diese Eisenbahnlinie soll Bosnien, das schon jetzt durch Schienenwege mit Oesterreich-Ungarn verbunden ist, in direkte Verbindung mit Saloniki bringen. Von welcher Wichtigkeit für den österreichischen Handel die direkte Verbindung mit dieser großen Hafenstadt des Adriatischen Meeres ist, liegt auf der Hand. Die erste Teilstrecke dieser Linie ist von Oesterreich gebaut. Im letzten Sommer kamen nunmehr Oesterreichs Vorschläge, den Bau der Sandtschalbahn weiterzuführen. Diese Vorschläge haben eigentlich die ganze orientalische Frage ins Rollen gebracht, die russisch-englischen Projekte für Mazedonien, die französischen Proteste usw. hervorgerufen. Die österreichische Regierung hat ihre Pläne auf eine KonzeSSION zum Bau der Sandtschalbahn aufgegeben, ist auch bereit, die militärische Okkupation des Sandtschals aufzuheben, was in keinem Falle als Beweis von Oesterreichs Opferwilligkeit dienen kann. Durch die Annexion von Bosnien und Herzegowina sind die österreichischen Interessen in solchem Maße gesichert, daß es auf den Sandtschal ruhig verzichten kann. In strategischer Hinsicht kann dieser verhältnismäßig schmale Streifen türkischen Landes keine großen Gefahren für Oesterreich bringen. In handelspolitischer Hinsicht ist es für Oesterreich nicht so wichtig, wer den Weiterbau der Sandtschalbahn übernehmen wird. Wem die Bahnlinie am Ende auch angehen wird, in erster Linie wird sie, als Fortsetzung der bosnischen Teilstrecke, den Interessen des österreichisch-ungarischen Handels dienen, den Handelsverkehr Oesterreich-Ungarns mit den Balkanstaaten und mit dem Adriati-

schen Meer in hohem Grade fördern. Auch der deutsche Handel wird durch die Sandtschalbahn begünstigt werden, da ja Deutschland schon seit 1898 durch die Hamburger Dampfschiffahrtsgesellschaft „Deutsche Levante-Linie“ im Handelsverkehr mit der Levanteküste und Saloniki steht. (Daher auch das ruhige Verhalten Deutschlands angesichts der österreichischen Uebergriffe.)

Die Interessen des österreichischen (und in zweiter Linie auch des deutschen) Großkapitals sind also durch die Annexion gesichert. Was dabei die Bevölkerung der annektierten Provinzen gewinnen wird, läßt sich vorläufig noch nicht voraussagen. Jedenfalls wird man ihnen Selbstverwaltung und politische Freiheit gewähren müssen. Sonst könnte es zu „unerwünschten Verwickelungen“ kommen.

Schillers Bildhauer.

Am 15. Oktober 1778 wurde in Baldenbuch im Oberamte Stuttgart als der Sohn eines herzoglichen Stallnechts Johann Heinrich Dannerer geboren, der Jugendfreund Schillers, dem die Nachwelt die bekannteste, lebendigste und zugleich erhabenste Darstellung des Dichters verdankt. In dem Knaben regte sich früh die Lust zu gestalten. Aber der Vater hatte wenig Sinn für die Ausfertigungen einer sich entfaltenden Begabung, und als der Herzog einigen seiner Bedienten antrug, ihre Söhne in die Karlschule aufzunehmen, wollte der alte Dannerer seinen Sohn nicht hergeben, weil er fürchtete, der Sohn würde zum Soldaten oder gar zum Schauspieler ausgebildet werden. Der junge Heinrich aber hatte eine brennende Sehnsucht, etwas zu lernen und quälte den Vater so lange, ihn auf die Akademie zu bringen, bis dieser ihn einsperkte. Von seinem Gefängnis aus verabredete er sich mit einigen Kameraden, entfloß dann durch das Fenster auf die Straße und geleitete die Kameraden bis zum Schloß, wo er sich unerschrocken beim Herzog melden ließ. Dem Fürsten gefiel der Mut des Jungen und er ließ ihn und noch drei andere Stallnechtssöhne in die Solitude eintreten. Dannerer sollte seiner zierlichen Gestalt wegen zum Ballettänger ausgebildet werden. Doch erlangte er schließlich die Erlaubnis, Bildhauer zu werden. Der liebenswürdig heitere, stets gefällige und von Idealen und Hoffnungen begeisterte Jüngling gehörte zu dem intimsten Freundeskreise des jungen Schiller; bei der geheimen Vorlesung der „Räuber“, zu der der Dichter seine nächsten Kameraden versammelte, war auch er anwesend, und ein enger Bund schloß Poet und Bildhauer durchs ganze Leben aneinander. Als Dannerer 1780 als „Hofbildhauer“ mit 800 Gulden Gehalt die Karlschule verließ, hatte er bereits den ersten erhabenen Geist einer der Antike zugewandten Kunst-richtung in sich aufgenommen, obwohl er mehr zu handwerksmäßigen als zu künstlerischen Arbeiten verwendet wurde. Die glatte Koloform des Pariser Pajou, bei dem er sich weiterbildete, und die zierlich weiche Sinnlichkeit Canovas, bei dem er seine letzte Ausbildung suchte, haben diese angeborne Großheit und Kraft der Linien in seiner Begabung nicht verwischen können. In Rom waren es vor allem die Wunder der großen Vergangenheit, die ihn begeisterten; daneben lernte er vielleicht nur allzuviel von der blendend spielerischen Technik seines Lehrers, die in Dannerers bekanntestem Werk, seiner Ariadne auf dem Panther, uns heute etwas kleinlich und ausdruckslos anmutet. Canova nannte den jungen Deutschen „il beato“, den Glücklichen, wegen seines liebenswürdig frischen Temperaments, und diese anmutige Begeisterungsfähigkeit blieb ihm, nachdem er als Professor der Bildhauerkunst an der Karlschule Stellung und Anerkennung gefunden hatte. Diese schön bewegte und gehaltene Grazie spricht auch heute noch lieblich zu uns aus den Parkfiguren und Wassergruppen des Stuttgarter Schlosses. Schillers Besuch in der Heimat brachte 1793 die Freunde wieder zusammen, und Dannerer begann sogleich eine Büste des Dichters zu modellieren. Nach langer mühevoller Arbeit wurde das Werk vollendet. Schiller war entzückt. „Ganze Stunden“, so schreibt er, „könnte ich davorstehen und würde immer neue Schönheiten an der Arbeit entdecken.“ Goethes Besuch im Sommer 1797 gab dem Meister hohe Anregungen. Goethe war „frappiert von dem Originalausguss der Büste, der eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß es wirklich Erstaunen erregt.“ Als dann Schiller so schnell und unerwartet starb, schrieb Dannerer im ersten Schmerz über den Tod: „Ich glaube, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich den ganzen Tag. Den anderen Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen; da kam mirs in der Sinn: ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose.“ Die so entstandene Monumentalbüste Schillers, die jetzt das Stuttgarter Museum ziert, ist das ergreifende Denkmal einer hingebenden Treue, mit der der Künstler den toten Freund ehrete, und zugleich sein gewaltigstes Werk. In der Erinnerung an Schiller verlor er sein späteres Leben, das sich allzu rasch dem Niedergang näherte. Er starb erst am 8. Dezember 1841. Friedrich II. von Württemberg, der sich über die Größe des Werkes wunderte, sagte er: „Schiller muß so groß sein. Der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich ein Terrain kaufen, daß nur so groß wäre, um Schillers Büste aufzustellen.“